

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 11 (1906-1907)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Eine Frühlingsfahrt nach Konstantinopel : Schluss  
**Autor:** Häggerli, P.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-310519>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gärt längst in den alten Schläuchen und wird sie zerreissen, wenn sie nicht ersetzt werden. Sorgen wir also beizeiten für neue Schläuche, sonst wirkt das Neue nur zersetzend und zerstörend und stiftet mehr Schaden, als Nutzen.

---

## Eine Frühlingsfahrt nach Konstantinopel.

P. Häggerli, Aarau.

Schluss.

Unser Freitag ist also der Allah geweihte Tag der Türken. Im Osten und im Westen bleibt sich der Sinn des Menschen gleich. Ist der Morgen dem Gottesdienst und der Andacht gewidmet, so sucht auch der Muselman am Nachmittag in freier Natur und bei allerlei Vergnügungen sich zu erquicken und das Einerlei des Alltags zu vergessen. Zwei Ausflugsorte sind es vornehmlich, die die türkische Bevölkerung anlockt. Es sind dies die „Süssen Gewässer Asiens“ und die „Süssen Gewässer Europas“. Um zu den erstern zu gelangen, hat man eine ziemlich lange Dampferfahrt auf dem Bosporus zu machen. Da gibt sich die vornehmste Welt Konstantinopels Rendez-vous. Etwas weniger fashionable sind die süßen Gewässer Europas, sie sind aber per Wagen zu erreichen und bieten des Sehenswerten genug.

Ins Goldene Horn mündet von Osten her ein Flüsschen. Am untern Ende breitet sich längs desselben eine parkartige Anlage aus, wo sich am Freitag Nachmittag ein Stück bunten Volkslebens abspielt. In endloser Reihe sahen wir Wagen auf Wagen die holperige, schlecht gepflegte Landstrasse weit über Pera hinaus den Abhang nach diesen süßen Gewässern fahren. Ein weiter Platz war schon mit Landauern überstellt, als wir ankamen. Wir verliessen den unsrigen und mischten uns unter die ungewohnte Menge. Viele Türken waren zu Pferde gekommen. Man muss diese Leute reiten sehen, um zu begreifen, welche Leidenschaft und welche wilde Natur der Türke eigentlich unter seiner gewöhnlich so unbeweglichen Maske verbirgt. Ross und Reiter scheinen zusammengewachsen zu sein. Vornüber gebückt, mit blitzenden Augen, den Fez tief in die Stirne gedrückt, greift der Mann statt in die Zügel in die fliegende Mähne des Tieres, und fort geht es wie der Sturmwind; der Sohn der asiatischen Steppe fühlt noch das ungestüme Blut seiner Vorfahren in seinen Adern rollen. Das regste Leben entwickelt sich auf dem Flusse selbst, der etwa die Breite der Limmat bei Baden hat. Stromauf- und -abwärts, dicht aneinander gedrängt, gleiten die goldbronzierten Caïk, gefahren von Schiffbern in weissseidenem Überhemd mit breiter, goldener Borte. Den Ufern entlang sind Schilfmatten ausgebreitet und Pfähle gesteckt. Über die Pfähle sind wieder Schilfmatten gelegt, und unter diesen improvisierten Zelten lassen sich die Haremsdamen nieder, trinken schwarzen Kaffee oder knuspern etwas. Andere lassen sich auf dem Wasser rudern. Alle tragen den Schleier, eine Art Mantel, der die Kleider vollständig deckt und über den Kopf geschlagen wird. Vorn ist ein steifes Stirnband befestigt, zwei Enden, die vorn gekreuzt werden, decken den untern Teil des Gesichtes. Je nachdem der Gatte liberaler oder konservativer Gesinnung ist, deckt ein dichter Seidenstoff oder ein durchsichtiger Schleier die Augen der türkischen Frau; einigen ist es sogar erlaubt, die Augen frei zu haben. Die Frauenemanzipation

hat also auch schon hier im türkischen Reiche eine Bresche in die alten Vorurteile geschlagen. — Auf der Rückreise nach dem schwarzen Meer trafen wir dann in der Damenabteilung unseres Dampfers zwei entschleierte Türkinnen. Auffallend waren ihre dunklen, mandelförmigen Augen und ihre überaus sanften, melodischen Stimmen. Die Glücklichen! Sie sind noch nicht in den Kampf ums Dasein gestellt, wo es gilt, scharfe Waffen zu führen; von der Türkinnen kann der Dichter noch mit Recht sagen: Sie lebt ihr Leben wie die Blume!“

Sie glauben wohl, hier an den süßen Gewässern Europas endlich etwas von türkischem Familienleben zu erhaschen! Sie täuschen sich! Frauen und Kinder fahren allein hinaus, dem Muselmann ist es nicht erlaubt, mit den Seinen auszuziehen und sich in ihrem Kreise zu erfreuen; er muss seiner eigenen Wege gehen.

Immer unternehmungslustig, wolte ich für uns ein Schilfmattenzelt belegen, dort den schwarzen Kaffee schlürfen und mich unter Türkinnen als Türkinnen fühlen. Uns Damen hätte man wohl da gelitten, die Begleiter wurden aber weggewiesen, und so mussten wir auf das Vergnügen verzichten, wollten wir uns nicht trennen. Wir bestiegen deshalb einen Caïk, fuhren dem Ufer entlang und beguckten mit neugierigen Augen die vermuunten Gestalten. An einigen Orten hatten sich auch Zigeunerbanden gelagert; wilde Männergestalten und frohe, üppige Weiber, die herausfordernde Lieder sangen und ihren Gesang mit lärmenden Instrumenten begleiteten. Der herrliche Frühlingstag hatte auch viele Europäer hinausgelockt, Fremde, Militärs, Gesandte, Damen. Alles wogte in fröhlichem Geplauder durcheinander. Es mutete uns an, als ob ein lustiger Karneval auf und an dem ruhig fliessenden Gewässer vor unsrern Augen sich entfaltete. Darüber strahlte der herrlichste Frühlingshimmel, von dem sich das dunkle Grün der Bäume und das intensive Gelb der Felsen eigenartig abhob, und wie um das Bild des Orients zu vervollständigen, bewegte sich auf einem der nahen Hügelnäcken eine Karawane von Kamelen in gleichmässigem Tempo der Stadt zu.

Will man sich eine Vorstellung vom alten Byzanz machen, so tut man am besten, eine Fahrt um die Stadtmauer zu unternehmen. Die alten Befestigungswerke der christlichen Stadt ziehen sich vom Marmarameer bis zum goldenen Horn. Zu Pferd und zu Wagen zog unsere kleine Kavalkade dem Marmarameer entlang durch die Armenierviertel. Der Führer erzählte uns von den Armeniermetzeleien in dieser Gegend, wie die Leichen zu Hunderten in den Strassen gelegen und karrenweise nach dem Meer geschafft worden seien. Ganz erschüttert durch diese Greuel, sahen wir uns scheu und ängstlich in den engen stillen Gassen um. Wie wir so den niedern Holzhäusern entlang spähten, erblickten wir eine junge Armenierin, die in einem Fenster lehnte. War das Wirklichkeit? Wie Schneewittchen im Märchen, um das blauschwarze Haar den weissen Spitzenschleier gewunden, auf dem lilienweissen Gesichte zartes Rot, die dunklen Augensterne beschattet von langen Wimpern, so stand das junge Menschenbild und blickte traumverloren über das Meer hinaus. Ein Ausruf des Entzückens tönte aus aller Munde. Nur zu rasch griffen die Pferde aus, die schöne Blume des Morgenlandes war unsrern Blicken entchwunden.

Am Marmarameer beginnt der Festungsring mit dem Palast der sieben Türme. Dieser liegt z. T. in Trümmern; an einzelnen Stellen kann man noch in Hallen, unterirdische Gewölbe und Gänge eindringen, doch muss man mit Laternen versehen sein. Wie auch andernorts, knüpfen sich an dieses alte

Gemäuer Sagen, und schreckliche Geschichten erzählen von Gemächern, in denen sich blutige Gräuel abgespielt. Verfolgt man jedoch die Geschichte des griechischen Kaiserreichs mit seinen zahlreichen Palastrevolutionen, den Empörungen und deren blutiger Unterdrückung, so gewinnen diese Sagen wohl etwas geschichtlichen Hintergrund, und angesichts dieser Sommerresidenz der Herrscher von Byzanz, die einst im Glanze aller orientalischer Schätze erstrahlte, und die nun in Trümmern liegt, kommt uns die Erkenntnis, dass die Weltgeschichte auch das Weltgericht ist; denn nur ein durch Missregierung zerfallenes und im Innern zerrissenes Reich konnte dem mohammedanischen Eroberer zum Opfer fallen.

Von der Ruine weg führt auf dem Wall die Landstrasse hin. Rechts erheben sich die Stadtmauern, links ist die Strasse der ganzen Länge nach von türkischen Friedhöfen begleitet. Der Befestigungsring macht noch jetzt, da er längst dem Verfall preisgegeben ist, den Eindruck des Gigantischen, Uneinnehmbaren. Es ist ganz unmöglich, eine nur annähernde Vorstellung von der Mächtigkeit dieses Bollwerks zu geben. Es sind drei amphitheatralisch übereinander liegende Ringe. Der innerste, gewaltigste, ist in kurzen Abständen durch kolossale vier- oder sechseckige Türme verstärkt. Der mittlere Ring hat runde Türme, deren Durchmesser ungefähr der Munoth in Schaffhausen entsprechen dürfte, deren Höhe aber bedeutender ist. Dann folgt eine Mauer ohne Türme, ausserhalb welcher ein breiter Wallgraben sich hinzieht. Das Gemäuer ist mit Epheu und Gestrüpp bewachsen, und in den Trümmern hausen Zigeuner. Man fragt sich, wie es möglich war, dass solch ein Cyklopenwerk erstiegen und eingenommen werden konnte! Die Sage weiss zu berichten, die Stadt habe der Belagerung mutig Widerstand geleistet, durch Verrat oder Nachlässigkeit von Seiten der Besatzung sei es dann den Türken gelungen, sich eines kleinen Türmchens in der Mauer zu bemächtigen. Mann für Mann drang der Feind ein. Ein Verzweiflungskampf entspann sich nun in den Strassen, und zurückgedrängt suchten die Christen in der Sofienkirche Zuflucht. Doch gerade diese Hochburg wollte der kühne Eroberer besitzen. Der 67 m hohe Bau soll bis zu zwei Dritteln der Höhe mit christlichen Leichen angefüllt gewesen sein. Im Seitenschiff zeigt man noch heute ein blutiges Mal. Auf dem Berg von Toten stehend, soll der Eroberer seine Hand in das Blut derselben getaucht und sie zum Zeichen der Besitznahme der Sofienkirche hoch an der Wand droben abgedrückt haben. Dieses handförmige Abzeichen gehört seitdem zu den Insignien des Sultans; man sieht es auf den Wappen, auf Teppichen, Stickereien und Schmucksachen abgebildet. In allen Moscheen Konstantinopels, die früher christliche Kirchen waren, predigen die türkischen Priester heute noch mit entblösstem Schwert, zum Zeichen, dass es eroberte Kirchen sind.

Wohl nirgends mehr, als wenn man die Befestigungswerke betrachtet, oder wenn man droben im Wunderbau der Hagia Sofia steht, empfindet man es so schmerzlich, dass in diesem herrlichen Byzanz der Halbmond an Stelle des Kreuzes getreten ist. Was war die Stadt, und was wäre sie heute noch, wenn nicht die blutige Faust dort droben sich lähmend auf sie legte! An zwei Erdteilen, an zwei Meeren gelegen, wäre sie berufen, ein Mittelpunkt des Handels, der Kunst, der Wissenschaft, geistiger Entwicklung zu sein. So aber ist sie zum Stillstand, zum Rückschritt verdammt. Die Totenstille geistiger Indolenz liegt auf ihr.

Der Reisende freilich, der nur für wenige Tage Konstantinopel besucht, braucht dies weniger zu bedauern, denn die Hauptstadt des türkischen Reiches

sehen, heisst die Eigenart des Orients kosten. Wer in die vielen Moscheen eintrat, die Strassen Stambuls mit seinen geheimnisvollen Häusern durchwanderte, die mit goldenen Gittertoren verschlossenen Paläste betrachtete, im grossen Bazar die bunten Herrlichkeiten des Orients bewundern konnte, die heulenden und die tanzenden Derwische, die Pilger und die Karawanen von Mekka, die verschleierten Frauengestalten sah, der hat einen Blick getan in die Märchenwelt von 1001 Nacht und hat seine Seele mit farbenduftigen Bildern gefüllt, die in stillen Stunden an seinem Geiste vorüberziehen.

---

## Mädchenbildung auf christlicher Grundlage.\*

So betitelt sich eine inhaltreiche und trefflich redigierte Zeitschrift, die den katholischen Lehrerinnen Deutschlands alle Ehre macht. Sie legt Zeugnis ab von ihrem ernsten Streben auf pädagogischem und wissenschaftlichem Gebiete und ihrer entschiedenen Haltung in der Frauenfrage. Im sechsten Hefte des laufenden Jahrgangs wird in zwei Aufsätzen energisch gekämpft für eine Besserstellung der Lehrerinnen. In einem Artikel „Der preussische Staatshaushaltsetat und die Seminarlehrerinnen“ beweist Pauline Herber in klaren Worten und Zahlen die ungerechtfertigte Zurücksetzung der weiblichen Lehrkraft in bezug auf Entlohnung. Während ein Seminaroberlehrer ein Gehalt von 3000—4800 Mark bezieht, erhält die Seminaroberlehrerin für ihre gleich verantwortungsvolle und gleich arbeitsreiche Stelle nur 1800—3000 Mark.

In ausgezeichneter Weise plädiert Elisabeth Stoffels in einem Aufsatz „Die Volksschulvorsteherin“ für die Verwendung der Lehrerin als Schulleiterin. Sie führt eine Reihe unwiderleglicher Gründe ins Feld, die das weibliche Direktorat wünschbar machen, sowohl im Interesse der Schule, als der Lehrerin. Wir zitieren einige ihrer Ausführungen. „Aus den Kreisen der Volksschullehrer erwächst in eifrigem wissenschaftlichen Streben und gewissenhafter Berufsanarbeit der Leiter der Volksschule, zum Stolz, zur Freude und zur Ehre des ganzen Standes. Der Volksschullehrerin ist diese Werdemöglichkeit versagt. Warum? Tröster findet seine Bedenken gegen die weibliche Schulleiterin in der seelischen Eigenart der Frau, andere in ihrer intellektuellen Veranlagung, beides Gründe, die vordem auch gegen die vollwertige Mitarbeit der Frau in der öffentlichen Lehr- und Erziehungstätigkeit überhaupt geltend gemacht wurden. Und doch muss die Lehrerinnenschaft nach der leitenden Stellung ebenso ernst und beharrlich ringen, wie sie es um ihre Gleichwertigkeit getan, einmal um ihrer selbst willen, einmal um der Schule willen. Denn ein Stand, der gleichsam nur Gesellen heranbildet, die *Meisterschaft* aber den Mitgliedern des nächtverwandten überlässt, darf nicht Anspruch auf unbedingte Vollwertigkeit erheben. Und welch' bedeutsamen *Spornes zu voller Kraftentfaltung* entbehrt nicht der Lehre-

---

\* Herausgegeben von Mitgliedern des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen. Redigiert von Marie Landmann. Verlag der Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München. Preis des Jahrgangs (12 Hefte) Mk. 5.